Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 198. Bromberg, den 29. September 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

(10. Fortsetzung.)

„Ich bin zuversichtlich!" versetzte Frank. „Ihre Einwände sind gewiß schwer zu widerlegen, aber wäre es nicht denkbar, daß man auf jener Insel oder sonstwo schon genügende Vorräte an Lebensmitteln und Kohlen aufgespeichert hätte — —"

„Woher sollte das viele Geld für so große Vorbereitungen gekommen sein? Es hätten dazu Millionen aufgebracht werden müssen!"

„Über sehr beträchtliche Gelder müssen die angeblichen Lords und Herzöge ohnehin verfügt haben, sonst hätte man sie nicht an Bord der „Springflower" gelassen."

„Nun gut, Herr Hull, ich will Ihnen also Ihre Insel zugestehen, sogar die Kohlen- und Lebensmittelvorräte. Nehmen wir an, daß die Insel irgendwo tief im Süden zwischen Feuerland und Neuseeland liegt; nehmen wir weiter an, daß man sogar so überaus töricht wäre, uns die Lage der Insel zu verraten; wie denken Sie sich die Entsatz- und Befreiungsexpedition? Kriegsschiffe etwa?"

„Nein, Flugzeuge! Einen Überfall mit Flugzeugen!"

„Sie wissen, daß wir mit unseren jetzigen Flugzeugen kaum von Punta Arenas oder sogar von Neuseeland aus bis zu Ihrer Insel vordringen könnten; und zwar deshalb nicht, weil unterwegs keinerlei Stützpunkte für die Maschinen vorhanden sind. Sie müßten Waffen mitnehmen, eine große Anzahl Begleiter, denn ein Dutzend Leute würden nicht mit der sechzig Mann starken Bande ohne weiteres fertig werden. Sie sehen — abermals türmen sich die Schwierigkeiten zu Hauf. Auch ich habe ja an all das gedacht, mein lieber Hull, habe all das erwogen, denn Sie dürfen mir glauben, daß mir Gwennies Schicksal ebenso am Herzen liegt wie Ihnen, aber das einzige, was ich zu hoffen wage, ist, daß man mit Gwennie und den andern Damen nichts anderes vorhat, als eben aus uns ein Lösegeld zu erpressen; ich zahlte es gern! Ich wäre glücklich, wenn man uns überhaupt diesen leichtesten Ausweg freistellte."

„Man wird ihn uns freistellen; und wir werden nicht zahlen!"

In Dolans Blick lag Anerkennung, er nickte Frank zu, sagte aber dennoch in bedenklichem Tone: „Es ist niemals klug, bei Unmöglichkeiten zu verharren!"

Frank zauderte eine Sekunde, dann sagte er überstürzt: „Sie bauen in Cincinnati einen neuen Überseetyp oder bereiten ihn wenigstens vor — — —"

Dolan hob in höchster Überraschung den Kopf. Er fragte nichts.

Der andere fuhr fort: „Auf diese Maschinen setze ich alle meine Hoffnungen. Sie müssen sofort fertiggestellt werden, ohne daß gewartet wird, bis alle Versuche abgeschlossen sind. Tag für Tag und Nacht für Nacht müssen die Maschinen startbereit stehen, damit sie auf den ersten Befehl nach Süden abfliegen können. Wir müssen sie mit allem ausrüsten: mit Giftgasen, mit Maschinengewehren. Das Marinedepartement wird uns mit Erfahrungen zur Seite stehen. Sie kennen Colonel Osgood, Herr Dolan, der vor zwei Jahren die Expeditionen nach der Südsee und dem südlichen Polarmeer geleitet hat. Er wird sich Ihnen zur Verfügung stellen. Wir werden außerdem eine Reihe von Leuten verpflichten, die sich uns auf dem Fluge anschließen wollen. Wir werden mehr als genug finden. Es muß gelingen! Kein Mensch hat darauf gerechnet, daß die Dolanwerke diesen neuen Typ herausbringen. Wir müssen die Überraschung ausnutzen — — —"

Da beugte sich Dolan rasch vor.

„Woher wissen Sie von dem neuen Typ?"

Frank wurde verlegen.

„Ein Zufall — — —" wich er aus.

„Spioniert?" fragte Dolan kurz und sehr ernst. „Sagen Sie es ruhig. Ich will nur wissen, wo auf meiner Seite der Fehler liegt."

„Nein, ich habe nicht spioniert! — — — Ich — vertraue auf Ihre Verschwiegenheit, Herr Dolan — — —. Sie kennen Jefferson?"

„Den Chefkonstrukteur in Cincinnati?"

„Ja, er war ein Bekannter von mir — seit Lakehurst, wo wir zusammen ausgebildet wurden. Er fragte mich um Rat über die neue Maschine. Wegen des hohen Brennstoffverbrauchs war die erste Zylinderkonstruktion —"

„Jefferson ist Ihnen eng befreundet?"

„Nun — — nicht gerade — — jetzt nicht mehr — — wir waren es. Seit er Chef in Cincinnati ist — kamen wir eben so auseinander, bis er sich im letzten Sommer, als ich zufällig in Cincinnati war, einmal an mich wandte. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. — Aber das gehört ja nicht hierher, Herr Dolan, nicht wahr?"

„Doch, es gehört hierher, lieber Herr Hull."

„Warum?"

„Weil dies wahrscheinlich die einzige Freude ist, die ich an dem Verschwinden der „Springflower", an dem Unglück meiner Tochter und an allen diesen schrecklichen Ereignissen erleben werde."

„Welche Freude, Herr Dolan?" fragte Frank betroffen.

„Die Freude, Sie an Jeffersons Stelle zu setzen!"

Frank wollte etwas dazwischenrufen; Dolan litt es nicht.

„Ich kann auf einem wichtigen Posten keinen Mann dulden, der sich seine Weisheit von guten Freunden holt und ihnen zum Entgelt Fabrikationsgeheimnisse anvertraut. Sie haben keinen Gebrauch davon gemacht; es könnte ein andermal schlimmer auslaufen. Kein Wort mehr darüber! Ich beglückwünsche Sie, Herr Hull, und glaube, daß ich Ihnen einiges abzubitten habe; Sie werden einem alten Mann verzeihen. Ich kannte Sie nicht — — —"

Da sprang Frank Hull auf, ergriff in tiefster Dankbarkeit Dolans beide Hände und beugte sich tief darüber. Ein Gefühl kindlicher Unterwürfigkeit und Ergebenheit erfüllte ihn.

Dolan legte ihm die Hände auf die Schulter, und ein hilfloser Ausdruck kam in sein Gesicht.

„Retten Sie mir mein Kind!" flüsterte er und wandte sich ab.

*

Die „Springflower" hatte kapituliert. Vom Kommandohaus bis hinunter in die Kohlenbunker galt MacArrews Wort. Er war der Herr. Einer seiner Leute hatte den Befehl über das Schiff übernommen und führte es mit Volldampf nach Süden. Der bisherige Kurs war etwas weiter nach Osten gerichtet gewesen.

Irgendwelchen nennenswerten Widerstand hatte es nirgends gegeben. MacArrew hatte einen Streich ausgeführt, der so glänzend gelungen war, wie es nach den sorgfältigen Vorbereitungen ja auch zu erwarten gestanden

hatte. Die zwanzig Millionen Dollar, die er Williamson & Co. in Chicago geraubt hatte, waren als Anlagekapital für dieses neue Unternehmen glänzend verwendet worden, und ebenso schlau wie MacArrew waren alle seine Leute verfahren. Keiner hätte geschickter den Streich einfädeln können, als Lord Hurrogate es getan hatte. Nicht ein einziger hatte der Rolle, die er spielte, Unehre gemacht. Einer versagte: Pearsonby. Aber der war verstummt, bevor er noch die Lippen zum Verrat hatte öffnen können.

MacArrew herrschte an Bord. Der Kapitän, die Offiziere, die Ingenieure und alle anderen, von denen man vielleicht Auflehnung erwarten konnte, befanden sich getrennt — in Einzelhaft sozusagen — in den verschiedenen Kabinen, deren Türen aus den Angeln gehoben worden waren, damit die Gefangenen dauernd beobachtet werden konnten. Ein einziges Maschinengewehr genügte, um einen ganzen Kabinengang zu beherrschen. Posten mit Revolvern in den Leibgurten schritten außerdem in den Gängen auf und ab und achteten darauf, daß das Redeverbot von den Gefangenen strengstens befolgt wurde. MacArrew hatte schwere Strafen angekündigt: Auspeitschen, in ernsteren Fällen den Tod, wenn man sich auffällig zeigte. Er sei in Notwehr.

Mit den jungen Damen verfuhr er nicht ganz so streng. Zwar waren auch sie niemals ohne Aufsicht, aber man verwehrte ihnen nicht die Unterhaltung, man ließ sie ihre Mahlzeiten einnehmen wie sonst, aber an eine Verschwörung, an einen Versuch, sich mit dem Kapitän und seinen Leuten in Verbindung zu setzen oder sie sogar zu befreien, war nicht zu denken, schon deshalb nicht, weil alle verängstigt und verstört waren, weil alle um ihr Leben bangten und in ihrer Herzensnot vollkommen uneins untereinander geworden waren. Es gab Streit und Zerwürfnisse. Namentlich Ivy Schuyler, die vom Morgen bis zum Abend weinte und von niemand Trost bekam, wurde mit heftigen Schmähungen über ihre Dummheit, ihren Leichtsinn und ihre alberne Liebe zu dem angeblichen Lord Hurrogate überhäuft.

Dabei liebte die arme Ivy den Lord noch immer, und als sie ihn zum erstenmal nach dem Überfall wiedersah, sein wunderbar edles Gesicht, diese bezaubernden Augen, da war ihre Liebe zu ihm größer denn je. Er hätte wirklich ein Lord sein können! Sie nahm ihm seinen Betrug und seinen Verrat nicht übel. Ihre Liebe war sklavisch vor Demut, um so mehr, als der Lord, der in Wahrheit John Armour hieß, sie nach wie vor mit Liebenswürdigkeiten und zärtlichen Worten bedachte. Sie glaubte ihm, und weil sie von ihren Freundinnen geschmäht wurde, nahm sie unbedenklich die Partei Armours und seiner Freunde, wobei auch die Hoffnung sie lockte, daß man sich ihr erkenntlich zeigen würde. In Wirklichkeit brauchte man die kleine Ivy nur als Aushorcherin bei ihren Freundinnen. — — —

Alles an Bord hatte sich MacArrew unterworfen; nur eine Kabine bot ihm Trotz wie eine Festung in einem sonst völlig unterworfenen Land. Wahrscheinlich hätte er leichtes Spiel auch mit dieser einen Kabine gehabt, wenn er es wirklich gewollt hätte, aber es vergingen Tage, bevor er ernsthaft den Versuch unternahm, Gwennie auf ihrem verlorenen Posten zur Übergabe zu zwingen.

Schon sein erster Versuch war ergebnislos. Noch in der Nacht nach dem Überfall begab sich MacArrew in Gwennies Kabine. Er fand erst keinen Einlaß. Er trommelte und hämmerte gegen die Tür. Es antwortete niemand. Eine Sekunde lang fürchtete er, daß Gwennie Selbstmord begangen haben könnte, und er wollte Befehl geben, die Tür aufzubrechen, als er endlich von drinnen Antwort erhielt.

Ein verängstetes zitterndes Stimmchen, das nicht Gwennie gehörte, forderte ihn auf, sich zu entfernen.

Es war Jeanette, die Zofe.

„Wo ist Miß Dolan?" rief MacArrew durch die Tür.

„Im Schlafzimmer — — —"

„Ich habe mit ihr zu sprechen — — —"

Zaudern, davonhuschende Schritte, Stille, und dann Gwennies zwar nicht ganz sichere aber doch sehr vernehmliche Stimme: „Was wollen Sie?"

Er rief durch die geschlossene Tür zurück: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen!"

„Ich nicht mit Ihnen!"

„Ich lasse die Tür sprengen!"

Eine Pause.

Dann kam die Antwort: „Ich habe in meinem Revolver noch fünf Schuß. Sie und mindestens noch einer Ihrer Leute werden daran glauben müssen. Ein Schuß ist für mich. Ich lasse niemand ein!"

Das klang ernst. Gwennie Dolan drohte nicht, ohne ihre Drohung auch auszuführen. MacArrew biß sich auf die Lippen, und es verging eine Weile. Dann sagte er, ohne daß er während der Pause von drinnen das geringste Geräusch vernommen hätte: „Ich bin allein hier, Miß Dolan —" — — — und ohne Waffen?"

„Wenn Sie es wünschen, so lege ich meinen Revolver vorher ab. Es soll Ihnen nichts geschehen, ich bin nur gekommen, um mit Ihnen zu sprechen."

Gwennie überlegte anscheinend, dann antwortete sie: „Jeanette wird Ihnen öffnen, sie wird Ihnen Ihren Revolver abnehmen, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich im gleichen Augenblick schieße — auf Sie oder auf mich — wenn Sie mich überwältigen wollen!"

Lächelte MacArrew? Er lächelte, aber nicht höhnisch, nicht hinterhältig; ein Lächeln der Anerkennung lag auf seinen Lippen.

Jeanette zog die Tür auf, und MacArrew sah in Gwennie Dolans Salon, in dessen Mitte Gwennie mit erhobenem Revolver stand. Sie zielte auf sein Gesicht.

Er lächelte noch immer und trat näher. Seine eigene Waffe händigte er Jeanette aus, die am ganzen Leibe zitterte. Er war nun waffenlos, und indem er Gwennies Augen mit seinem Blick festhielt, ging er langsam, Schritt für Schritt, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, auf seine tapfere Gegnerin zu.

„Halt!" gebot sie, als er kaum noch zwei Schritte von ihr entfernt stand. „Halt! Ich muß schießen, wenn Sie noch eine einzige Bewegung machen!"

Er blieb sofort stehen. Das Lächeln auf seinem Gesicht vertiefte sich. Den drohenden Revolver schien er überhaupt nicht zu sehen.

Gwennies Gesicht war starr vor Entsetzen, und ihr Entsetzen galt in diesem Augenblick weniger der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage als MacArrew, der vor der Mündung eines Revolvers und in einem Augenblick lächeln konnte, da sein Leben von einem nervösen Zucken ihres gekrümmten Zeigefingers abhing.

Welch ein Mensch war MacArrew! Sein Lächeln war keine Maske, seine Ruhe nicht erzwungen. Er war wie immer. Und wenn er jetzt doch weiter auf sie zugeschritten wäre, ihr die Waffe niedergedrückt und sie ihr aus der Hand gewunden hätte, so wäre sie widerstandslos sein gewesen und ihm unterlegen wie die andern alle.

Aber er rührte sich nicht. Seine breite Brust hob und senkte sich langsam bei seinen ruhigen Atemzügen.

„Sie sind tapfer!" sagte er schließlich und wurde plötzlich ganz ernst. „Es war gut, daß ich die Tür nicht aufsprengen ließ, es wäre schmählich, Sie auf solche Weise zu überfallen und zu bändigen. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß Ihre Lage hoffnungslos ist. Das Schiff ist in meiner Gewalt." Er unterbrach sich. „Verzeihen Sie, ich sehe, daß Ihr Arm ermüdet. Wenn Sie es für nötig halten, den Revolver während dieser ganzen Unterredung auf mich zu richten, so wollen wir uns setzen."

Er lächelte freundlich, als gestehe er einem Kinde nachsichtig eine Torheit zu.

„Sie können Ihren Arm aufstützen. Bitte!"

Er wies auf einen der Sessel.

Kein Hohn war in seiner Stimme, denn Gwennie wäre ihm dann gewiß nicht gefolgt. Jetzt aber setzte sie sich, wie ihr geheißen worden war, und auch er nahm Platz.

Der Revolver blieb nicht mehr im Anschlag, sondern Gwennie hielt ihn schußbereit auf ihren Knien, da Mac Arrew sich wohl absichtlich in einiger Entfernung von ihr niedergelassen hatte.

„Ich wiederhole", sagte er, „daß es sinnlos ist, sich zu widersetzen. Ihnen wird genau so wenig wie den anderen Damen auch nur ein Haar gekrümmt werden. Ich ließe Ihnen auch gern Ihre Waffe, da Sie scheinbar so großen Wert darauf legen, aber es ist unbequem und gefährlich für mich, einen Revolver an Bord zu wissen, der sich nicht in meinem Besitz befindet. Auch um Ihretwillen wünsche ich das nicht."

„Ich werde den Revolver nicht herausgeben!"

MacArrew zuckte die Achseln.

„Ich darf Sie bitten, das doch zu tun. Ich gebe Ihnen Bedenkzeit."

„Ich brauche keine!"

„Um so schlimmer für Sie, denn ich bin dann gezwungen, Krieg gegen Sie zu führen."

„Tun Sie, was Sie wollen!"

Er dachte nach. Kein Zeichen von Ungeduld oder gar einer Drohung war in seinem Gesicht. Man sah es ihm an, daß er Gwennies Unerschrockenheit durchaus achtete und gern zu einer gütlichen Einigung mit ihr gekommen wäre.

„Miß Dolan, ich wiederhole, daß Ihre Tapferkeit bewundernswert wäre, wenn sie Sinn hätte. Aber sie hat keinen. Ich weiß zwar, daß Sie im selben Augenblick, wo ich Anstalten träfe, Ihnen Ihre Waffe wegzunehmen, auf mich schössen. Ich werde mich also davor hüten. Es bedarf auch solcher — Gewalttat nicht. Ich kann Sie viel leichter zur Übergabe zwingen. Ich habe Betäubungsgase zu meiner Verfügung, die Ihnen in die Kabine geblasen werden

können, ohne daß Sie es merken, farblose, geruchlose Gase — — —“

„Ich ergebe mich nicht!“

„Sie werden einschlafen — — —“

„Nein!“ schrie sie. „Nein! Bevor ich betäubt werde, nehme ich meine letzte Kraft zusammen, um mich selbst zu erschießen. Ich will nicht in Ihre Hände fallen. Ich verabscheue Sie! Sie sind ein Ungeheuer! Sie sind ein Mörder! Sie sind Lord Pearsonbys Mörder!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Faltboot nach England.

Von Dr. Johannes Wiehe.

(Schluß.)

Der große Start.

Da am 17. August ließ der Wind nach. Wie ein Zeichen aus einer anderen Welt erschien am Horizont die helle Kreideküste von England. Das spannte die Muskeln. Die Nacht führte Regen. Wir umklammerten unsern Optimismus. Es regnete noch, aber was war denn mit den Wolken los, die zogen ja — war's zu fassen — Südostwind, Südostwind, den wir brauchten. Nun nichts wie los. Am Quai strömten die Hafenarbeiter frühmorgens zusammen. Die französische Zollbehörde konnte es sich nicht verkneifen, uns für ein zweckloses Paßpapier noch die letzten Franken abzuknöpfen. Man wünschte uns eine „bon voyage“, und wenige Minuten später passierten wir die Pierspitze. Schnell noch eine Aufnahme und dann dicht gemacht. Wir hatten das Segel gesetzt. Ein frischer Wind und die Gezeiten-Strömung, die für die nächsten fünf Stunden nach unseren Unterlagen westwärts abtrieb, entführten uns mit großer Schnelligkeit. Die Sicht war schlecht. Über England standen schwere Gewitter, die Küste selbst, die am Tage vorher in der Sonne kurz aufgeleuchtet, war vom Nebel verschluckt. Auch die Boje, gestern noch zum Greifen nahe, fanden wir nicht. Unsere Arbeitsleistung ergab sich zwangsläufig. Schröder bediente Segel und Ruder, während ich mit Kompaß und Fernglas Kurs und Sicht beobachtete. Leise begann es zu regnen. Wir mußten auf der Sandbank, die durch die Boje markiert wurde, gerade entlang rutschen, da die See infolge der Untiefe hier unruhiger war. Endlich kam die Boje in Sicht. Am Horizont tauchten einige Segler auf. Hinter uns versank die französische Küste im Regenflor. Nun trieben wir allein zwischen Himmel und Wasser mit dem Kompaß, unserer einzigen Führung. Nach einer längeren Weile bemerkte ich Backbord eine Wolke mit merkwürdig scharfer Randung. Ein Blick durch das Glas sagte uns, daß wir uns höchstens vier Seemeilen von der französischen Küste entfernt hatten und im Regendunst zu stark Westkurs hielten. Wir korrigierten uns. An ein Öffnen der Spritzdecke und Beobachten der Karten war nicht mehr zu denken. An der verstärkten Dünung war zu erkennen, daß wir das östliche Brandungsgebiet streiften. Das Boot hielt sich glänzend. Wir hatten ein solches Zutrauen zu unserem „Klepperbub“, daß wir munter jodelten, pfiffen und sangen. Ringum nichts als Wasser, Himmel und Dunst. Ein Verkehrsflieger kreuzte unsere Bahn. Er flog ganz niedrig, wir winkten, ohne daß er uns bemerkte. Der Westabtrieb mit 10 Meilen Geschwindigkeit war uns fünf Stunden lang günstig. Wir brauchten vorläufig nicht zu sorgen, zwei Stunden mochten wir unterwegs sein, als mir auffiel, daß Schröder, der sich nach der Wimpelstellung richtete, mehr und mehr nördlich abdrehte. Wir sollten bald wissen, woran wir waren. Der Wind hatte gedreht. Inzwischen streiften wir ein zweites Brandungsgebiet. Ein gewaltiger Brecher kam über Bord und fand das ganze Segel als Angriffsfläche vor. Für einen Augenblick lag der Mast fast wagerecht. Nur dem plötzlich instinktiven Herauswerfen des Oberkörpers nach Backbord ist es zu verdanken, daß wir nicht kenterten. Jetzt wurde es bitterernst. Die Wellen stürzten sich jetzt breitseits auf das kleine Boot. In die rauschenden Wasserberge, die in Höhen von 4—6 Metern anmarschierten, mußten wir förmlich hineintauchen, um die Wellen zu zwingen, ihre Kraft senkrecht auf das Boot prasseln zu lassen. Man konnte es ungefähr abschätzen, ob die Wellen vor, hinter oder über uns zusammenbrachen, und sich darauf einstellen.

Die englische Küste kam in Sicht. Die Orientierung war allerdings schwer, denn mein Fernglas war blind geworden. Auch konnte man nur vom erhöhten Standpunkt eines Wellenkammes Einzelheiten beobachten, aber ehe man es recht gefaßt hatte, rutschte das Boot wieder ab. Dover mußte an einem langgezogenen Strich, dem Pier, kenntlich sein. Richtig, wir hielten unmittelbaren Kurs Dover. Dort lief auch der Dampfer Calais—Dover ein. Hurra! Was war denn aber das, wir wurden ja zusehends östlich abgedrückt? Die Wellen kämpften sich stellenweise zu 8 Metern hoch. Oft schossen sie pyramidenförmig aus der See empor. Das Backbordschwert knickte weg. Wir stellten das Segel spitz zum Wind. Vergebens. Die Strömung kenterte. Segel ein, Paddel heraus. Tief in einem Wellenberg stak der Arm mitsamt dem Paddel. Nochmal, da hing das Paddel in der Luft. Es muß! Rechts prasselte die Flut gegen den nackten Steinfels, dann kam South-Foreland, und dann, ja dann hätte es kein Halten mehr gegeben. Nein, es ging nicht. Von Dover durch Wind und Wagen abgepreßt, paddelten wir bereits auf die Steilküste zu. Drüben bei South-Foreland schien der Strand frei. Wir setzten wieder das Segel. Eine Welle reichte uns der nächsten weiter — Brandung — Segel ein, der „Klepperbub-Braunschweig“ bohrt sich in den Sand, ich reiße die Spritzdecke hoch, und ehe wir es uns versahen, speit uns Neptun mit gewaltiger Welle bei St. Margarets Bay an Land. Es war geschafft.

Im sportbegeisterten England.

Eine Menschenmenge, plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, umstand unser kleines Boot, das bis oben hin mit Wasser vollgeschlagen war. Kaum fiel das Wort „Calais“, da kannte die Begeisterung der Zuschauer keine Grenzen mehr. Wir retteten uns mit unseren quitschnassen Kleiderbeuteln in das nächste Zelt. Wer beschreibt aber das Erstaunen der Menge, als statt der pudelnassen Paddler nach wenigen Minuten zwei trockene Gentlemen wieder ans Licht traten. War denn das möglich, daß aus dem triefenden Bagageberg noch trockenes Zeug geborgen werden konnte? Unsere Uhren haben allerdings seit der ereignisreichen Stunde der Landung ihren Herzschlag vergessen. Spurlos verschwunden war der kleine Teddy-Bär. Er tauchte später bei einer reumütigen Lady, die geständig war, wieder auf. Nun begann eine Jagd nach unseren Autogrammen, bis ein mitfühlender Engländer, Mister Simon, die sportbegeisterte Masse verjagte, um uns einigermaßen Ruhe zu verschaffen. Man überschüttete uns mit Erfrischungen, aber auch die Zoll- und Paßbehörden wollten zu Worte kommen. Während wir drinnen verhandelten, wurde selbst durch das Fenster noch lustig weiter nach uns mit Photokästen gezielt. Zwei Stunden später tauchten die Reporter auf der Bildfläche auf. Bis in die Nacht hinein kam das Telephon nicht mehr zur Ruhe — es ist doch verflixt aufregend, wenn man mal in der Weltgeschichte auffällt. An den Gedanken, daß die Kanalüberquerung geglückt war, konnten wir uns erst langsam gewöhnen. Tags darauf herrschte ein Nordsturm im Kanal. Eine vermißte Pinasse mußte sogar von drei Kreuzern gesucht werden. Der Nebel braute, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Wir hielten es für ratsam, die Fahrt um die Küste zur Themse hinein abzukürzen. Es hatte keinen Zweck, zu guter Letzt an der Steilküste zu Bruch zu gehen oder vom glücklich erreichten Gestade in die Nordsee abgetrieben zu werden. Unser Freund, Herr Simon, fuhr uns mit seinem Wagen, wohin wir begehrten. Zwei Tage darauf saßen wir in der Bahn nach Woolidge, wohin wir auch das Boot expedierten. Wir hatten der Presse mitgeteilt, daß wir am Sonntag nachmittag die Tower-Bridge erreichen würden, und wollten diesen Zeitpunkt unter allen Umständen einhalten. Das Week-End, das der Engländer sehr exakt durchführt, wurde uns fast zum Verhängnis. Erst nach stundenlangem Telephonieren, unter Mithilfe des Bahnhofsvorstehers, erreichten wir am Spätnachmittag das halbe Boot in der Viktoria-Station (Entfernung 15 Kilometer), die andere Hälfte lag in Chatem (Entfernung 35 Kilometer). Kaum hatten wir das Boot aufgebaut und waren in die Themse hineingepaddelt, als eine Segelschaluppe mit Schülern der Unteroffizier-Marineschule Greenwich auf uns zudrehte und uns mit kräftigen Hipp-Hipp-Hurra-Rufen begrüßten. Auch der Photokasten durfte nicht fehlen. Bis zur Tower-Bridge gaben uns Motor- und Segelboote das Geleit, und auf der Tower-Bridge selbst staute sich die Menschenmenge. Ein Reporter-Boot nahm uns in Empfang, um den feierlichen Einzug in London für alle Zeiten im Bild zu verewigen.

Der Vertreter der deutschen Botschaft war zum Empfang erschienen. Unsere Weiterfahrt durch etwa 20 Themsebrücken zum Ruderklub an der Putney-Bridge, bei dem wir unseren „Klepperbub-Braunschweig“ zur Ruhe bringen wollten, glich einem kleinen Triumphzug. Auf allen Brücken, an den Promenadenwegen sammelte sich die sportbegeisterte Menge, die in den Tageszeitungen über unsere Fahrt gelesen hatte und auch schon Abbildungen von uns kannte. Tags darauf wurden Probefahrten mit der Presse unternommen. Man filmte und knippste. Die ehrlich begeisterte Anerkennung war erfrischend. In der herzlichsten Weise nahm sich unserer die deutsche Botschaft an. Der Botschafter, Seine Exzellenz Dr. Sthamer, ließ es sich nicht nehmen, uns zu einem Frühstück einzuladen. Mit großem Interesse

haben wir in London englische Verhältnisse studiert. Die Tatsache, daß Londons Zentrum keine Straßenbahn kennt, die Form, wie der Engländer auf die zeitsparende Benutzung der Untergrundbahn hinweist, überhaupt diese ganze Einrichtung der Untergrundbahn mit ihrem praktischen Mechanismus, den Rolltreppen, automatischen Fahrschein- und Geldauszahlapparaten, haben auf uns einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht. Auch der German-Railway, der Zweigstelle der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung statteten wir einen Besuch ab und fanden bei Herrn Direktor Mann und seinem Beamtenstab das herzlichste Entgegenkommen. Die Beobachtungen in England erfordern eine besondere Notiz.

Nur wenige Tage noch und über Ostende führte uns der Weg heimwärts nach Braunschweig, in dessen Flughafen wir programmäßig und jubelnd empfangen einliefen. Unsere Pakete, die wir in London erwarteten, setzen ihre Irrfahrt inzwischen noch fort.

Federmann.

Heitere Geschichten von Hans Riebau.

Der Wegweiser.

Federmann ging durch den Park. Es regnete. Federmann stolperte. Federmann fiel. Federmann hatte den Weg verloren. Doch wie es sich so traf: Einmal rannte Federmann nicht gegen einen Baum, sondern gegen einen Pfahl. An dem Pfahl hing eine Tafel. Also: ein Wegweiser. Aber die Tafel hing hoch.

Federmann kletterte. Bis an das Schild hinauf. Und las: Frisch gestrichen.

Federmann ging durch den Park.

*

Die Uhr.

Federmann hatte eine Uhr gekauft. Für zwanzig Mark. Eine schöne silberne Taschenuhr von einem Hausierer. Als er sie in die Tasche steckte, ging sie. Als er sie herauszog, ging sie nicht.

Federmann schüttelte. Die Uhr ging drei Minuten. Dann stand sie. Federmann holte einen Schraubenzieher, öffnete den Deckel, nahm eine Lupe, blies hinein. Die Uhr ging zwei Minuten. Dann stand sie. Federmann holte Maschinenöl, schönes, weißes Maschinenöl. Die Uhr ging anderthalb Minuten. Dann stand sie.

Federmann fluchte. Dann verkaufte er die Uhr an seinen Freund Mücke. Für zehn Mark. —

„Wie ist es mit der Uhr?" fragte Federmann, als er seinen Freund wieder traf.

„Ja", sagte der, „erst blieb sie stehen, dann habe ich sie aufgezogen."

„Und nun", fragte Federmann.

„Nun geht sie."

Federmann brach zusammen.

*

Der Dieb.

Niemand traute es Federmann zu. Aber es war doch so: Federmann war ein Läufer. Ein leidenschaftlicher Läufer.

Einmal lief er durch die Straßen. Stieß mit seinem Freund Mücke zusammen.

„Wohin?" fragte der.

„Er hat mir die Brieftasche gestohlen!"

„Wer?"

„Der Dieb!"

„Ich sehe keinen!"

„Schon längst überholt," keuchte Federmann und raste davon.

*

Die Austernvergiftung.

Alle wußten es: Federmann aß nie Austern. Aber sein Freund Mücke, der sein Jubiläum im Ratskeller feierte, hatte gewettet, daß Federmann sie doch essen würde. Und so tat er das einzige, was bei Federmann zum Ziele führen konnte: Jeder Gast bekam eine Schüssel Austern, nur Federmann nicht.

Federmann schimpfte. Diese Selbstverständlichkeit gefiel ihm doch nicht. Und so aß Federmann Austern. Erst ein Dutzend, dann ein zweites.

Drei Wochen später konnte er das Bett wieder verlassen.

*

Aus.

Federmann badete. Im Fluß. Das Wasser ging ihm bis unter die Arme. Eine Welle schlug bis zum Kinn. Am Ufer stand ein Mann, der aussah, als wenn er schwimmen könnte. Federmann trat einen Schritt. Da schlug das Wasser über ihm zusammen.

„Hilfe!" schrie er, „ich habe keinen Grund!"

„Warum schreien Sie denn, wenn Sie keinen Grund haben?" rief der Mann, der so aussah, als wenn er schwimmen könnte.

Federmann senkte beschämt den Kopf und ertrank.

Kleine Tragödie.

Skizze von Gustav Herrmann.

Die Landstraße, die sich zwischen den Feldern zur Talsenkung hinabschwingt, macht eine scharfe Wendung nach links, um das Haus des Bürstenbinderpauli nicht über den Haufen zu rennen, bevor sie ins kleine Dorf emporklettert, es durchquert und dann dem Gebirge zueilt. Einst umgab dieses Häuschen ein großer Obstgarten; der Ellenreiter Merkur aber, der Gott des Handels und Wandels, kam mit seiner mächtigen Schere und trennte das Grundstück mitten durch. Nun liegen die schwertragenden Birnbäume jenseits der Straße und winken den Kindern immer herüber.

Der Bürstenbinder ist ein mürrischer Witwer, und wenn er Ärger mit der Kundschaft hat, der nach monatelangem Warten das Verständnis für den ewigen Durst Paulis fehlt, dann bekommen ihn Kind und Hund zu spüren. So hat Maxl, der gern freudig kläffende Pudel, schon manchen Fußtritt bekommen und Nazi, der zweijährige Stammhalter, mehr als eine Watschn, wenn er in seinem Lebensüberschwange gar zu viel juchzte und herumquirlte. Die um ein Beträchtliches ältere Tochter nahm sich immer beider schleunigst an und zog beide in den Obstgarten hinüber, wo sie blieben, bis Vaters Zorn verraucht war. Nun ist aber Leni schon seit ein paar Monaten in Stellung gegangen, und die gleichaltrigen Nazi und Maxl sind allein auf ihre gute Kameradschaft angewiesen. Das blonde Büblein hat jetzt lange krank gelegen, und der Pudel wachte bei ihm Tag und Nacht, stützte seinen Kopf auf den Bettrand und wandte die sorgenvollen, schwarzen Augen nicht von dem fiebergeröteten Gesicht. Dann ist der Arzt mal hinzugekommen, hat gesehen, wie der Hund dem Kinde die Hände leckte und gesagt, das sei gefährlich. Deshalb sperrte man das winselnde Tier drüben in den Gänseverschlag, und Maxl wie Nazi sandten sehnsuchtsvolle Gedanken hin- und herüber. Endlich aber ward der Nazi wieder gesund. Dem Vater fällt ein Stein vom Herzen, denn er war die letzten vier Wochen fester ans Haus gebunden, als die Geiß im Stall, und so wandert er wieder ins Dorf hinauf, um die Wiedergeburt seines Sohnes und seiner Freiheit bei Maibock und Backsteinkäs zu feiern. Sobald Nazi die Schritte in der Dunkelheit verhallen hört, klettert er aus seinem Bettchen und trippelt im Nachthemd an die Tür. „Maxl! Maxl!" lockt er, und von drüben, aus dem Verschlage, ertönt freudiges Gebell. Eine Planke kracht, der Pudel zwängt sich halb hindurch, und noch unschlüssig, ob sie beide dem väterlichen Willen trotzen sollen, stehen sie und begrüßen sich herzlich. Da hält es Nazi nicht länger aus und setzt an, um hinüber zum lieben Kameraden zu laufen. In diesem Augenblick saust ein schwarzes, blökendes Ungetüm, aus zwei Feueraugen grelle Blitze werfend, die Landstraße herab. Das Kind steht halben Weges, wie gebannt — aus Maxls Kehle gellt ein Warnungslaut, vorstoßend sprengt er die Latten und schnellt mit einem Satze quer vor das Auto, gerade noch mit der Schnauze stößt er den Buben zurück, so daß Nazi in den Straßengraben rollt. Ein dumpfes Knacken, ein qualvolles Aufheulen — das Knattern des Motors verliert sich in der Ferne.

Als der Vater in später Nacht heimkehrt, schwankend und schwer auf seinen Stecken gestützt, stößt er mit dem Fuß gegen etwas Weiches auf der Straße. Plötzlich nüchtern, erkennt er beim Mondenscheine seinen Buben, der noch im Schlafe den toten Pudel fest umschlungen hält . . .

Lustige Rundschau

* Pech. „Aber Kindchen, was weinst du denn?" — „Weil ich noch nicht zur Schule gehe — huh — —, da hätt' ich heute schulfrei!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.